



Hans H. Hanemann

**Du kannst an
keiner Stelle bleiben**

Bericht über einen Lebensabschnitt
1923 – 1946 und Gedanken dazu

edition litera

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Hans H. Hanemann

Du kannst an keiner Stelle bleiben

Bericht über einen Lebensabschnitt
1923 bis 1946 und Gedanken dazu

edition litera
im
R. G. Fischer Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 by R.G.Fischer Verlag
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Titelbild: Kenny Chao – fotolia.com
Schriftart: Helvetica 11°
Herstellung: RGFC / NL
Printed in Germany
ISBN 978-3-8301-1361-4

*Dem Gedenken Gertruds gewidmet,
nach deren Tod ich mit diesem Bericht
begonnen habe.*

Inhalt

Kindheit	13
Schulzeit	38
Vorspiel zum »Dritten Reich«	53
Ich – der erste »Nazi« in der Familie	63
Glaubenssachen	73
Mädchen	79
Weiterer Schulbesuch, Berufsausbildung	81
Kriegsbeginn	86
Beim Reichsarbeitsdienst (RAD)	92
Lauter Lügen oder »Es ist so schön Soldat zu sein«	102
Bombenkrieg auf Lübeck	119
Auf nach Nordafrika	123
Ankunft Tobruk/Nordafrika	134
Weiter Richtung Osten	136
In der »Leichten Kolonne« der Nachrichtenabteilung 475	138
In der Qattarassenke	145
Rückzug 1	152
Rückzug 2	169
Das Ende der Panzerarmee Afrika	183
Kriegsgefangen	188
Als Kriegsgefangener mit dem Schiff nach Amerika	206
Ankunft in den USA (Ende August)	210
Camp Livingston (Louisiana)	213
Camp Matthews/La.	243

Camp Forrest/Tennessee	247
Camp Carlisle/Pennsylvania	258
Camp Richmond/Virginia	263
Camp Rupert/Idaho, Camp Harlem/Montana	267
Camp Haan/California	273
Camp Fort Eustice/Virginia	287
Zurück nach Europa und nach Hause	293
Nachwort	303

Dem Autor ist bewusst, daß seine Erinnerungen unter dem Blickwinkel späterer Orientierung eine gewisse Unschärfe erleiden. Aufgewachsen in einer Zeit nationalistischer, ab 1933 nationalsozialistischer Verirrungen war er wie die meisten Menschen seiner Generation im Deutschland des »Tausendjährigen Dritten Reiches« von 1933 bis zu seinem schmachvollen Ende 1945 auf vielen Feldern desorientiert. Erst die Kriegsgefangenschaft in den Vereinigten Staaten bot ihm die Möglichkeit zu besserer Orientierung und damit auch zum Nachdenken über das Herrschaftssystem des Nationalsozialismus. Der drei Jahre währende Aufenthalt in amerikanischen Lagern für deutsche Kriegsgefangene war für ihn eine echte Umerziehung (Reeducation) und er ist den Vereinigten Staaten von Amerika dankbar dafür. Daß die neu gewonnene Sicht nur ein Anfang sein konnte, war selbstverständlich. Darum hat er sich in der folgenden Zeit Kenntnisse über die Ursachen der Entstehung des Nationalsozialismus und der grauenvollen Zeit des »Dritten Reiches« angeeignet, die sich in irgendeiner Form in seinem Erlebnisbericht niederschlagen mussten. Er hofft, daß die im Untertitel erwähnten »Gedanken dazu« die mögliche Unschärfe mildern.

Die Zeit von seinen frühesten Erinnerungen etwa ab 1923 bis zu seiner Rückkehr aus Amerika 1946 sieht der Autor als das, was Zeit für jeden Menschen ist, nämlich stetiger Wandel durch Veränderung. Nichts bleibt, wie und was es war und niemand bleibt, was, wie und wo er heute ist. Auch nach 1946 erlebte der

Autor große Veränderungen, persönliche, politische und gesellschaftliche. So bleibt das Thema »Wandel durch Veränderung«, aber es wird immer noch durch die schlimmen Ereignisse während der Herrschaft des Nationalsozialismus 1933 bis 1945 überlagert.

Januar 2010

Hans Heinrich Hanemann

»Hier werde ich die Regenzeit
und dort den Sommer zubringen«:
So plant und überlegt der Thor,
der Zwischenfälle denkt er nicht.

(Aus »Der Wahrheitspfad – Dhammapadam.
Ein buddhistisches Denkmal« – übersetzt
aus dem Pali von Karl Eugen Neumann 1892.)

Secretum meum mihi.
Teresa von Avila und Edith Stein

Kindheit

* 26.6.1921 (ein Sonntag)

Frühe Erinnerungen: Ich bin zwischen zwei und drei Jahre alt, kann noch nicht laufen infolge Rachitis. Bin mit Bruder Ernst August (EA, genannt »Bubi«, etwas mehr als 1 Jahr älter) allein im späteren »Salon« im Elternhaus Langestr. 31 in Oldenburg, stehe in einem Kinderbett und halte mich am hohen Geländer fest. EA spielt auf dem Fußboden, auf dem einige Möbelstücke noch ohne dekorative Ordnung stehen, auch ein großer Spiegel an der Wand gelehnt. Plötzlich fällt der um, auf EA drauf und reißt ihm die linke linken Wange auf. Er blutet stark, ich schreie, die Eltern kommen und nehmen EA mit. Er hatte seitdem eine gekreuzte Narbe auf der linken Wange. – Schwestern Ilse (geb. 1910) und Dorothea (1913) fahren mich in einem hohen Kinderwagen spazieren. Wir kommen an Bahngelände, es muß in der Nähe Heiligengeiststraße-Pferdemarkt, wahrscheinlich auf dem Bahnweg sein, der dicht neben dem Bahngelände in Richtung Hauptbahnhof verläuft. Die Schwestern bleiben stehen und schwatzen miteinander. Plötzlich kommt eine Lokomotive direkt auf uns zu, so scheint es mir, ich bekomme große Angst, daß sie uns überfährt und bitte die Schwestern, schnell weiterzugehen. Sie lachen mich aber nur aus, und der Zug fährt an uns vorbei. In der Verwandtschaft unserer Mutter in Apen im Ammerland gab es eine ledige Tante Sophie, die häufig bei uns war, um Mutter im Haushalt zu unterstützen, vor allem, wenn Familienzuwachs erwartet wurde und in der Zeit danach. Sie war eine fleißige und kinderliebe alte Frau, stets mit einem langen dunklen Rock mit halblanger grau gemusterter Schürze und einer dunklen Bluse

gekleidet. Sie trug hohe, eng geschnürte schwarze Stiefeletten, immer blank gewienert, und auf dem Kopf eine schwarze Haube, unter der kaum ihre silbrig weißen Haare hervorsahen. Da Feuer mich schon früh faszinierte, ließ sie mich manchmal im brennenden Küchenherd mit einem Schürhaken herumstochern. Zur besorgten Mutter sagte sie dann beruhigend: »Lot de Jung man schürn, Leni, ick paß schon op.« Dies erzählte mir Mutter später. Einmal nahm Tante Sophie mich für ein paar Tage mit nach Apen, wo ihr Bruder mit Familie lebte und sie auch zu Hause war. Ihr Bruder betrieb dort eine Landschmiedewerkstatt. Seine Jungen spielten mit mir, indem sie mich in einen Bollerwagen setzten und dann mit mir über die Landstraße rasten. Nachts schlief ich bei Tante Sophie im Bett mit einer riesigen Federbettdecke zum Überdecken. – Als ich, mit mehr als drei Jahren, schon richtig laufen kann, fahren die beiden großen Schwestern mit EA und mir in einem Bahntriebwagen nach Streek, vielleicht sechs bis sieben Kilometer vom Osternburger Bahnhof entfernt in Richtung Sandkrug. Damals gab es dort noch viel freies, hügeliges Gelände mit fast weißen Sanddünen, ideal für Kinder zum Spielen im weißen Sand. Die Schwestern brachten uns das Lied vom »Schneider Meck-Meck-Meck ...« bei; mir ist es bis heute im Gedächtnis geblieben und immer, wenn mir die Melodie einfällt, sehe ich noch das Gelände mit den Sandhügeln, die EA und ich mühevoll hinaufkletterten, um uns dann wieder herunterpurzeln zu lassen. – EA singt mir vor »Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen, sterben als ein tapf'rer Held ...«. Ich, das Kind, singe es ihm nach. Das Kind versteht das ganze als Frage »Siegreich, woll'n wir Frankreich schlagen?« Warum soll Siegreich Frankreich schlagen? Was hat Frankreich ihm denn getan? Das Kind fragt nicht nach dem Sinn des Liedtextes, kennt

nicht die Begriffe Siegreich und Frankreich und warum Siegreich sterben soll, noch dazu als tapferer Held.

Solche Lieder werden nach dem Ersten Weltkrieg immer noch gesungen, als ob man damit die Schmach des verlorenen Krieges ungeschehen machen könnte. Erst später lerne ich, daß dieses Lied 1914 von den einrückenden Soldaten gesungen worden war, wenn nicht schon 1870/71 im Krieg gegen Frankreich.

Wieder viel später sitze ich in der Küche auf der Schaukel und lese Schwester Thea, die gerade einen Kuchenteig anrührt, aus meinem Grimms Märchenbuch vor und sie muß immer laut lachen, wenn ihr irgend etwas komisch oder witzig vorkommt. – Wir hatten nacheinander verschiedene »Dienstmädchen«. Eine kam aus Elsfleth oder Brake. Sie fuhr oft Sonnabends nach Hause zu ihren Eltern und einmal durfte sie mich mitnehmen. Abends ging sie mit einer Freundin und mir noch an der Weser spazieren und die beiden Mädchen unterhielten sich eine Weile unter viel Gelächter mit einem Seemann auf einem angelegten Schiff, das mir damals riesig vorkam. Es war wohl nur ein Küstenmotorschiff (Kümo)* das entladen war und deshalb wenig Tiefgang hatte.

Eine andere Bedienstete hieß Alma, war ziemlich groß und bei uns – EA, KW und mir – beliebt, weil sie sich viel mit uns beschäf-

* Küstenmotorschiff, von Seeleuten auch Klütenewer genannt; Ewer waren früher ein- oder zweimastige Küstensegler mit flachem Boden, die nur ein oder zwei Mann Besatzung hatten. Klüten sind Kartoffel- oder Mehklöße. Auf dem »Klütenewer« soll es nur Klöße zum Essen gegeben haben, weil der Schiffseigner – meistens der Schiffsführer selbst – gewöhnlich aus Geiz seinen Leuten kein besseres Essen gönnte.

tigte. Sie heiratete aber bald und wohnte dann in der Kurwickstraße, knapp fünf Minuten von uns entfernt. Wenn ich mittags von der Grundschule kam, sah ich häufig zu ihr hinein und wir unterhielten uns dann, sie war gewöhnlich in einem zur Straße offenen Raum beschäftigt. Einmal fiel etwas auf das Straßenspflaster, was wie der Rest eines Frühstückes aussah und ich rief »Oh guck mal, der liebe Gott hat ein Ei gegessen« und ich verstand gar nicht, warum Alma und die anderen Leute, die in der Nähe waren, darüber laut lachen mußten.– Ein anderes Dienstmädchen war nur kurze Zeit bei uns; Vater warf sie unter heftigem Schelten hinaus. Sie hatte gestohlen und war, als die Eltern es merkten, noch unverschämt geworden. – Zuletzt kam Grete, die dann mehrere Jahre bei uns war und eigentlich nach kurzer Zeit fast zur Familie gehörte. Sie war vielleicht fünfzehn, höchstens sechzehn Jahre alt, als sie aus Ostfriesland zu uns kam. Ich sehe sie noch, wie sie eines frühen Abends am Küchenherd stand und EA, KW und ich alles mögliche von ihr wissen wollten und sie ein bißchen schüchtern und verlegen versuchte, unsere Neugierde zu befriedigen. Wir mochten sie gern und auch die Eltern waren sehr zufrieden mit ihr. Als sie nach vielleicht zwei Jahren die Stellung wechseln wollte, ließen die Eltern sie ungern gehen und Vater sagte zum Abschied zu ihr: »Grete, Sie kommen wieder, das weiß ich.« Er behielt Recht, sie war nach kurzer Zeit wieder da und blieb bei uns bis zu ihrer Verheiratung mehrere Jahre später. Grete hatte eine etwas ältere Schwester Käthe – die auch in Oldenburg eine Stellung hatte. Abends besuchte sie Grete manchmal. Zur Kramermarktzeit hatte sich eine Gesangsschaustellergruppe auf der Heiligengeiststraße aufgestellt, die den Menschen Texte mit Moritatenliedern, Liedern aus der Küche und anderen leicht eingängigen Liedern und Schlagern

verkaufte und ihnen dann gleich die Melodien dazu beibrachte, immer nur, wenn genügend Geld hereingekommen war, was manchmal dauerte. Grete und Käthe waren auch einmal mit Begeisterung dabei und sie sangen zusammen am nächsten Spätnachmittag in unserer Küche das Lied vom Fremdenlegionär »Gefangen in maurischer Wüste ...«. Ilse begleitete sie dabei auf der Ziehharmonika. Sie hatte sich eine Hohner gekauft und nahm zu der Zeit Unterricht bei der Frau vom Inhaber des Musikhauses Ursin, nur wenige Meter von unserem Haus entfernt.

Weitere Erinnerungen: Generalfeldmarschall und Reichspräsident Paul von Hindenburg fährt in einer Kutsche, die mit mindestens sechs Pferden bespannt ist, durch die Langestraße. Anlaß war wohl ein Treffen ehemaliger Angehöriger des Oldenburger 91er-Regiments, dessen Kommandeur er einige Jahre lange vor dem Ersten Weltkrieg gewesen war. Alle Häuser sind beflaggt mit schwarz-weiß-roten Fahnen, den noch aus der Kaiserzeit geltenden Reichsfarben und den Oldenburger blau-roten Landesfahnen, einzelne Häuser zeigen auch die Reichskriegsflagge aus der Zeit bis 1918, aber schwarz-rot-gold, die verfassungsmäßigen republikanischen Reichsfarben, sind nicht zu sehen. Über der Straße sind unzählige Girlanden gespannt, ebenfalls in den alten Reichs- und den Landesfarben. Dicht gedrängt stehen die Menschen auf den Bürgersteigen, auch die Fenster der Häuser wie unseres sind von Zuschauern besetzt. Alle rufen »Hoch!«, als der »greise Feldmarschall«, wie Hindenburg in den nationalen und konservativen Zeitungen und Zeitschriften allgemein genannt wird, vorbeifährt. – Weitere Umzüge von vaterländischen Verbänden, Parteien, Kommunisten und anderen

»Linken« erinnere ich – die Nazis waren noch nicht dabei. Die Atmosphäre hatte häufig etwas Revolutionäres und Kriegerisches an sich. Vater hatte einen Gummiknüppel im Geschäft unter dem Tresen versteckt, weil er Überfälle von »vaterlandslosem Gesindel« befürchtete, was jedoch nie eintrat.

Das Geschäft: L. Steinsieck Nachfolger Walter Hanemann, Feinkost, Langestraße 31, Oldenburg i.O. Vater war Zahlmeister vor dem und im Ersten Weltkrieg gewesen, nach dem verlorenen Krieg zur Abwicklung der Abrüstung deutscher Truppenteile weiter beim Militär geblieben und hatte wohl auch mit seiner Übernahme in die neue Reichswehr gerechnet, nach den Rüstungsbeschränkungen des Friedensvertrages von Versailles ein hunderttausend Mann starkes, eher schwaches Heer und eine schwache Reichsmarine mit wenigen kleinen Kriegsschiffen und nicht mehr als dreißigtausend Mann Besatzung einschließlich Küstenartillerie. Vater wurde jedoch Anfang der 20er Jahre mit einer Abfindung und einer kleinen Pension entlassen. Unsere Eltern erwarben das Haus Langestraße 31 mit dem Geschäft, wobei Mutter den größten Anteil an den Kosten aus ihrem Erbe beisteuerte, wie aus Vaters Testament hervorging. Die Kinder: Ilse (geb. 1910), Ludwig (1912), Dorothea (1913), Ernst August (EA 1920), ich (Hans Heinrich 1921), Karl Walter (1922, gest. 1923, wahrscheinlich an den Folgen der Unterernährung während der Hungerjahre nach dem Ersten Weltkrieg), Karl Wilhelm (KW geb. 1924), die Zwillinge Walter und Wolfgang (die »Büs«, geb. 1925), Hella (1926). EA und ich litten in den ersten Jahren an der »Englischen Krankheit« (Rachitis); »Englisch« wohl deshalb, weil die Engländer auch nach dem Kriege ihre Blockadepolitik gegen Deutschland aufrecht erhielten und die

nationale Presse den ehemaligen Feinden die Aushungerung des deutschen Volkes vorwarf. EAs Beine waren krumm gewachsen, sodaß sie künstlich gebrochen und durch Schienen längere Zeit zum geraden Wachstum gezwungen wurden, mit großem Erfolg, EA wurde ein guter und kühner Sportler.

Ich bin mit Ilse auf dem Cäcilienplatz, wir hören Chormusik aus dem nahe liegenden Theater. Es wird die Oper »Cavalleria Rusticana« von Pietro Mascagni geübt, wie die vom Theater begeisterte Ilse mir erklärt. Ein anderes Mal sitze ich im Garten der Eltern von Annemarie (Annemi), Ilses Freundin. Ich lese »Robinson Crusoe«, aus dem Hause ertönt Radiomusik, eine Frauenstimme singt ein Lied, das mich etwas traurig berührt. Es ist »Solveighs Lied« aus der Musik zu »Peer Gynt« von Edvard Grieg. Irgend jemand sagt es mir.

Als viel später einmal im Radio etwas aus der Oper »Cavalleria Rusticana« angesagt wird, frage ich den gerade anwesenden Bruder Ludwig, was das heiße, und er antwortet spontan »Russische Kavallerie«. Ilse lacht, als ich es ihr erzähle: »Ja, Ludwig und die Musik«. Klassische oder Opernmusik gehörten nicht zu Ludwigs Neigungen. Für ihn sei der Lärm von Rennmotorrädern genauso schöne Musik wie für mich der »Bolero« von Ravel, meinte er viele Jahre später einmal zu mir. Trotzdem vertrugen wir uns gut, auch bei Meinungsunterschieden.

Mit fünf Jahren komme ich in den Kindergarten, meine Erinnerungen daran sind nicht sehr gut. Das gemeinsame Frühstück mit warmer Milch, die ich nicht mochte, das Pipimachen unter Aufsicht. Eine Kindergärtnerin hielt einmal mein Glied, wohl

damit ich nicht auf den Rand der Klobrille pinkelte, und fragte mich, warum mein Urin so hell sei, ob ich viel Wasser getrunken hätte. Sie hielt Wassertrinken wohl für ungesund. Ich war sicher kein braver Junge im Kindergarten und wurde manchmal mit Eckenstehen und Eintragungen ins »schwarze Buch« bestraft, was man mir ausdrücklich unter die Nase hielt, obwohl ich ja noch nicht lesen konnte. Als ich mich schließlich zuhause weigerte, weiter in den Kindergarten zu gehen, änderte sich die Lage für mich: ich wurde plötzlich zu einem der Lieblinge der Kindergärtnerinnen und auch ins »goldene Buch« eingetragen, was man mir natürlich auch zeigte. Vater hatte wohl ein Machtwort mit der Leiterin gesprochen.* Ein halbes Jahr später, als ich schon die erste Klasse der Grundschule besuchte, zog es mich noch ein paar mal an den Ort meiner kindlichen Leiden und Freuden zurück – besuchsweise. Die Vergangenheit wird anscheinend auch im kindlichen Gemüt schon als etwas Überwundenes, unbewußt aber auch als etwa unwiederbringlich Verlorenes gefühlt. Im Kindergarten wurde mir auch zum ersten Mal der körperliche Unterschied zwischen Jungen und Mädchen bewußt, obwohl man diesen Unterschied streng vor unseren Blicken zu verbergen suchte. Jedenfalls wurde hier meine Neugier und auch ein Verlangen nach Berührung (»Anfassen«) geweckt.

Als ich einmal an unserem großen Mittagstisch naiv und ohne irgendwelche Detailkenntnis fragte, ob eine Frau auch ein Kind

* Bei der viele Jahre späteren Lektüre des Romans »Feldmünster« von Franz Graf Zedtwitz dachte ich an eine gewisse Parallellität der Erlebnisse des Jesuitenzöglings Robert Neitperg zu den meinen.

bekommen könne, wenn ihr Mann im Kriege wäre – vom vergangenen Krieg war ja bei uns häufig die Rede –, wurden die Erwachsenen böse und verbateten sich solche Fragen. Selbst Ludwig empörte sich scheinheilig. Er war nicht wirklich prüde und hätte mich sicher unter vier Augen aufgeklärt. Gespräche über Kinder bekommen waren in unserer Familie und ebenso in uns bekannten Familien tabu. Sexualität und alles, was dazu gehörte, hatte in Gesprächen nicht statt zu finden oder wurde nicht beim Namen genannt, jedenfalls nicht zwischen Eltern und Kindern. Daß unsere Grete uns beim sonabendlichen Baden half, schien unseren Eltern jedoch nichts auszumachen. Grete war wohl für sie eine Art Neutrum.

Ein anderes mal spiele ich mit einigen anderen Jungen am Wall, der hinter dem Spazierweg abschüssig zum Stadtgraben, der Haaren, verlief, sodaß wir bei Hochwasser direkt ans Wasser gelangen konnten. Wir finden an der Böschung eine Art weißen, fast durchsichtigen Gummischlauch, der nur eine Öffnung hatte, so daß wir den »Schlauch« mit Wasser und kleinen Fischen, die wir in der Haaren gefangen hatten, füllen. Mit unserem Fang gehen wir durch die Langestraße bis zu unserm Haus. Unterwegs sprechen uns einige Erwachsene an, etwa: »Da habt ihr aber einen tollen Fang gemacht«, und lachen dabei. In unserem Haus angekommen, sieht mich unser Vater entsetzt an, nimmt mir den tollen Fang weg, läuft zur Toilette und schüttet das Wasser mit den Fischen und den »Schlauch« hinein, ohne sich noch weiter um mich und meine Spielgefährten zu kümmern. Unsere Mutter ist ahnungslos und will von Vater wissen, was das denn war. Vater erklärt ihr etwas, was ich nicht verstehe. Später sagt mir ein größerer Junge, der das alles mitgekriegt hatte, der

»Schlauch« sei ein »Pidelüberzieher« gewesen. Wozu der gebraucht würde, wußte er auch nicht genau zu sagen. Später zeigte mir mein Freund Kurt G. eine leere Packung »Fromms Akt« mit einer Beschreibung der Anwendung, die irgend etwas über die Verhütung von Krankheiten enthielt. Daraus konnten wir uns auch keinen Reim machen. Wie sollten wir auch, solange wir nicht wußten, was Mann und Frau manchmal miteinander treiben, wenn sie allein sind.

Obwohl seit Sigmund Freuds Erkenntnissen frühkindliche Sexualität kein Tabuthema mehr hätte sein sollen, war sie das dennoch in den meisten bürgerlichen und noch mehr kleinbürgerlichen Familien. So wurden auch wir erzogen, vor allem wir Jungen in der Familie. In Familien unseres Bekanntenkreises war es nicht anders. Wenn die Eltern Selbstbefriedigung bei uns fest stellten oder auch nur ahnten, gab es Drohungen mit dem Doktor und mit »abschneiden«. – In klassebewußten Arbeiterfamilien, die der SPD oder KPD oder ihnen nahestehenden Vereinen oder Gruppierungen angehörten, gab es weniger Prüderie. Jugendliche beiderlei Geschlechts gingen zusammen auf Fahrt, praktizierten auch Freikörperkultur und bisweilen auch »freie Liebe«, ohne sich direkt auf Sigmund Freud und seine Schüler zu berufen. Dies war allerdings nicht allgemein bekannt und in den bürgerlichen und nationalen Gesellschaften bis hin zu den Nationalsozialisten streng verpönt und wurde als unsittlich und jugendverderbend denunziert, woran die beiden Kirchen großen Anteil hatten.

Wir wurden von den Eltern angehalten, beim Zubettgehen ein Kindergebet herzusagen: »Lieber Gott, mach mich fromm, daß

ich in den Himmel komm« oder »Ich bin klein, mein Herz ist rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein«. Ich kann nicht behaupten, daß diese Gebete mir zu Herzen gingen; sie waren nicht mehr als ein Muss. Wenn Mutter uns zu Bett brachte, beteten wir pflichtschuldigst; bei den älteren Schwestern oder unserer Hausgehilfin Grete alberten wir dabei auch schon herum. Später, als wir zur Schule gingen, schloß das Beten ein.

Unser Vater war nicht zum Beten, auch nicht zum Kirchgang aufgelegt. Nur an militärischen »Feldgottesdiensten« während der kurzen Zeit der »Republik von Weimar« nahm er Teil. Sie wurden vor Hitlers Machtübernahme häufig vom »Stahlhelm – Bund der Frontsoldaten«, in dem Vater Mitglied war, und von anderen »Vaterländischen« Verbänden abgehalten. Mutter hatte zumindest bis zum Kriegsausbruch 1939 kaum irgendwelche Zweifel an christlicher Religion gezeigt. Später fing sie an, darüber nachzudenken. Wenn ich während meiner Seefahrtzeit auf Urlaub war, erzählte sie mir hiervon, vor allem wohl, weil sie wußte, daß ich mich für indische und fernöstliche Religionen und deren Philosophien, vor allem den Buddhismus, interessierte. Hierzu hatte sie eigentlich den Grundstein gelegt: Zum Weihnachtsfest 1947 hatte sie mir aus dem Nachlaß von Bruder Walter, der noch in den letzten Kriegstagen gefallen war, das Buch »Brahma und Buddha« des bekannten Indologen Helmuth v. Glasenapp geschenkt. – Nach dem Tode unseres Vaters Weihnachten 1959 hatte Mutter häufig Besuch des Gemeindepastors, mit dem sie über ihre Zweifel am christlichen Glauben sprach und sich mit ihm unterhielt. Einmal war ich während eines Urlaubs mit dabei, und ich merkte, daß auch der Pastor seine Zweifel hatte. Meinen Einlassungen aus buddhistischer Sicht entgegnete er nichts,

fand sie im Gegenteil bedenkenswert. Er hatte sich wohl auch in seiner Studienzeit unter Anderem damit beschäftigen müssen.

Ein Unfall mit der Kellerklappe im Hause brachte mir eine Verletzung an der Unterlippe ein, wodurch ich hier zeitlebens eine verdickte Stelle zurückbehielt, ähnlich wie EA die Kreuznarbe auf der linken Wange.

Der »Marstall«, ehemaliger großherzoglicher Pferdestall am Schloßplatz, brannte eines Abends völlig aus. EA kam mit der Nachricht ins Jungenschlafzimmer auf dem Dachboden, in dem zu der Zeit Ludwig, EA und ich schliefen. Da EA gleich wieder verschwand, Ludwig sowieso erst viel später schlafen ging, war ich allein und bekam furchtbare Angst, glaubte, den Feuerschein aus dem Fenster sehen zu können, und verkroch mich unter die Bettdecke. Das kann aber nicht so gewesen sein, denn in der Richtung zum Marstall standen mehrere hohe Nachbarhäuser. Es war wohl der Halo des vom Giebel eines dieser Häuser verdeckten Mondes, den ich für den Schein des Feuers hielt. Etwas später spielte ich mit anderen Kindern auf dem Schloßplatz, der noch von einer Mauer der Ruine des Marstalls begrenzt war. Plötzlich brach ein riesiges Stück aus der Oberkante der Mauer und fiel mit dumpfen Krach zu Boden. Zum Glück wurde keines von uns Kindern getroffen.

Um 1925 schafften sich die Eltern ein Grammophon an. Ich hatte vor dem Kasten eine gewisse Scheu: Ilse oder Thea erzählten mir, daß in dem Apparat ein kleiner Mann säße, der die Musik mache. Eines nachts träumte mir, ich steckte eine Hand in den Trichter und konnte sie nicht wieder herausziehen, weil sie fest-

gehalten wurde. Es war ein Albtraum. Ich wachte schreiend auf. Jahre später – die Eltern hatten sich inzwischen ein Radiogerät angeschafft und das Interesse an Grammophonmusik verloren – beschäftigte ich mich näher mit dem Apparat und den Schallplatten, deren Tonrillen ich mit der Lupe betrachtete, und verstand dann einigermaßen, wie das Ganze funktionierte. Folgerichtig schloß ich, daß man das Grammophon auch als Schallaufnahmegerät verwenden können müsste: Da am Anfang und am Ende der Schallplatten mehrere Rillen frei waren, schrie ich beim Ablauf dieser noch nicht bzw. nicht mehr bespielten Rillen in den Trichter hinein, und siehe da: mein Geschrei hatte sich verewigt. Die Wiedergabe war zwar bedeutend leiser als die der Originalaufnahme, aber doch deutlich zu hören. Nur Schwester Ilse zeigte eine gewisse Bewunderung dafür, daß ich überhaupt die Idee hatte.

Ende der zwanziger Jahre bekamen wir Kinder ein »Heimkino« von Verwandten oder Bekannten unserer Eltern geschenkt. Eine »Laterna Magica« besaßen wir bereits; sie stammte noch aus dem Elternhaus unserer Mutter: Das »Heimkino« war ein Filmprojektor mit Handbedienung, d.h. mit einer Kurbel wurde der Film durch die Optik bewegt und die notwendige Filmtransportmechanik betätigt. Einige kleine Filme waren vorhanden, vielleicht mit je 10 Minuten Spieldauer. Bei der ersten Vorführung – EA war der Vorführer – Ludwig interessierte der Kinderkram nicht, er ging schon ins richtige Kino – gab es eine Enttäuschung: Man sah zwar irgendetwas bewegliches grau in grau – es sollte sich um Seelöwen irgendwo im Stillen Ozean handeln –, aber alles war vollkommen unscharf. Niemand wußte, woran das lag, weder die Eltern noch die größeren Schwestern und auch nicht EA. Ob die

kleineren Geschwister dabei waren, weiß ich nicht mehr. Der Apparat wurde wieder in seine Kiste verpackt und blieb dort für eine Weile. Etwas später holten wir ihn uns wieder hervor und versuchten es noch mal, mit demselben Erfolg. Obwohl EA eifersüchtig darauf achtete, daß ich den Apparat nicht berührte, drehte ich schließlich doch vorn am Objektiv, und plötzlich war das Bild scharf und alle Details genau zu erkennen. Ich war natürlich ungeheuer stolz auf meine Entdeckung und durfte von da ab den Projektor mit dem gleichen Recht wie EA bedienen. Das Interesse daran erlahmte aber sehr bald, da die kurzen Filme, wovon wir nur drei oder vier hatten, ihren Reiz verloren und Nachschub anscheinend nicht zu bekommen war. Wenn ich mich recht erinnere, habe ich das Gerät später auseinander genommen, weil ich unbedingt dahinter kommen wollte, wie das Ding eigentlich funktionierte. Das machte ich auch mit anderen bewegungsmechanischen Gegenständen wie Spielzeugautos oder -lokomotiven, die wir zu Weihnachten bekamen. Bei mir war alles schnell auseinander genommen. Erst als ich einen TRIX-Baukasten zum Weihnachtsfest erhielt, wurde ich auch konstruktiv im Zusammenbasteln von mechanischem Spielzeug.

EA und ich mußten auch schon manchmal im Hause oder für das Geschäft mithelfen, z.B. beim Wäschebügeln die langen Bettlaken durch Falten und Recken auflockern, Ware zu Kunden bringen oder auch mal einkaufen beim Kolonialwarenhändler Holert in der Haarenstraße, bei den beiden Bäckern Berger in der Langen- und Busse in der Schüttingstraße, bei Schlachter Klaue gleich neben Nachbar Eggerking und einiges mehr. Manchmal taten wir dies nur widerwillig, was Mutter sehr aufbrachte. Sie hatte mit der großen Familie und dem Geschäft genug »um

die Ohren«; wir aber besaßen noch nicht so viel Einsicht, dies richtig einzuschätzen.

In einer auf dem Dachboden befindlichen Gerümpelkammer fanden wir Papierrollen für die Registrierkasse, die die Eltern unter anderem von der Vorbesitzerin übernommen hatten. Sie wurden nicht gebraucht und EA und ich ließen sie gern von der Brüstung des oberen Hofganges nach unten abrollen, nachdem wir einen Bleistift durch die Kernröhre gesteckt hatten. Etwas weniger harmlos war, daß wir Metall- und Glaskugeln, die wir als sog. »Butzer« zum Murmelspielen verwendeten, vom Dachgeschoß durch den Treppenschacht fallen ließen, so daß sie auf dem Fliesenboden des Erdgeschoßflures aufschlugen und fast bis zur gleichen Höhe zurückprallten, wieder fielen, aufschlugen usw. bis sie ihre Richtung verloren und irgendwo auf der Treppe landeten. Das Spiel wurde uns natürlich verboten, aber wenn die Eltern nicht zu Hause waren, taten wir es doch. Es war eben zu faszinierend, die Kugeln möglichst oft zurückprallen zu lassen.

Auf dem Dachboden befanden sich auch die Schlafzimmer für uns Kinder und für die Hausangestellte. In der kalten Jahreszeit konnten sie nicht beheizt werden, sodaß wir im Winter nicht ohne Wärmflasche schlafen gehen mochten.

Im Winter waren bei Frost stets dicke Eisblumen an den Fenstern, selbst in den unteren Geschossen mit den beheizten Zimmern. Verwöhnt waren wir jedenfalls nicht, auch Erkältungen hielten sich unter uns Kindern in Grenzen.

Wenn mal eines von uns erkrankte, wusste unsere Mutter immer ein altbewährtes Hausmittel, das uns wieder schnell auf die Beine brachte.